

## Gottfried Benn oder „teil-teils das Ganze“

Ein herausragendes Datum ist zu feiern, ein hundertster Geburtstag eine runde Zahl, wir Menschen hängen ja an solchen säkularen Leuchtziffern, es hat etwas mit magischen Anziehungskräften zu tun, und über Magie möchte ich heute reden. In den zahlreichen, schon im voraus veröffentlichten Gratulationsadressen war nämlich allenthalben von gewissen magischen Influenzen der Bennschen Gedichte die Rede, ihrem suggestiven Zwang oder auch von dem „süßen Sog der Sprachmelodie“, was uns eher an zauberische Entrückung denken läßt als an sogenannte „Bewußtseinsanstöße“. Die Erscheinung ist um so wundersamer, als es sich bei den hier Betroffenen nicht so sehr um unklare Köpfe handelt, sondern Intellektuelle, Aufklärungspezialisten, kühle Diagnostiker, denen Mystizismus ein Greuel ist und Irrationalismus ein Untersuchungsgegenstand. Sagen wir es vielleicht einmal so: ein Halluzinogen von zweifelhafter Zusammensetzung vermag Menschen von unbezweifelbarer Verstandeskultur in Zustände zu versetzen, die sie selbst nur noch mit Wörtern wie „Rausch“, „Hypnose“, ja „Besoffenheit“ zu bezeichnen vermögen. „Benn-Besoffenheit“ war tatsächlich mal eine sprechende Alliteration der fünfziger Jahre, und daß die psychedelische Wirkung nicht unbedingt mit vernunftvoller Einsicht zu tun hat, möchte ich Ihnen kurz an einem Beispiel demonstrieren, dem Anfang des Gedichtes „Schutt“ aus dem Jahre 1922.

*Spuk. Alle Skalen  
toset die Seele bei Nacht,  
Griff und Kuß und die fahlen  
Fratzen, wenn man erwacht.  
Bruch, und ach deine Züge  
alle funkelnd von Flor,  
Maréchal Niel der Lüge –  
never –, o nevermore.*

Um Sie nicht in Verlegenheit zu setzen, will ich Sie lieber nicht auf den Kopf zu fragen, was Sie einerseits empfunden und andererseits verstanden haben. Das Gedicht ist zwar keineswegs uninterpretierbar, und man kriegt es bei einigem Nervenfleiß schon auseinander. Trotzdem werden Sie mir zugeben, daß sein besonderer Magnetismus kaum dadurch gemindert wird, daß Sie seine auffälligste Stelle – die metaphorische Wendung „Maréchal Niel der Lüge“ – zunächst nur als ahnungsvolles „Abrakadabra“ oder „Menetekel uphar sin“ oder „Pyrazolonmethyl“ zur Kenntnis nehmen. Vielleicht fühlen Sie sich sogar versucht, die geheimnisvolle Klangverbindung wieder und wieder vor sich hin zu murmeln, wie ich es in meiner Jugend tat, es ist ja nicht verboten, wobei diese gewisse Rätselhaftigkeit der Liebe gar keinen Abbruch tut.

Nun gibt es, was ich gern einräumen will, natürlich immer noch Spezialwissenschaftler, und so sehe ich die Militärlöcher unter ihnen bereits mißbilligend mit den Pickelhauben wackeln. „Maréchal Niel“, selbstverständlich, das ist doch dieser berühmte französische General und Kriegsminister, 1802–1869, Held von Sebastopol und „Oberbefehlshaber des gesamten Genieswesens“, den wird man bei einigem Bildungsanspruch doch wohl noch abfordern dürfen. Damit ist es in unserem Fall freilich noch nicht getan. „Maréchal Niel“ meint an dieser Stelle eine einmal sehr berühmt gewesene Rosenzüchtung, in alten Blumenkatalogen gelegentlich anzutreffen, was in Verbindung mit dem „funkelnden Flor“ dann auch sofort einen faßlichen Sinn ergibt: „Maréchal Niel der Lüge“: eine flüchtige Sinnentäuschung, ein rosiger Augentrug, was die Schlußstrophe dann noch einmal wortwörtlich anklingen läßt:

*komm, alle Skalen tosen  
Spuk, Entformungsgefühl –  
komm, es fallen die Rosen  
Götter und Götterspiel.*

Darf Dichtung so mit uns verfahren? Beziehungsweise ist das noch reell, uns anstelle von Klartext Blumenorakelsprüche zu bieten. Nun, Betrug ist das sicher nicht. Das Vexierrätsel löst sich bei einiger Mühe sogar vergleichsweise glatt, elegant, ganz abgesehen davon, daß durch Nachschlagen und lexikalische Erkundigung nachweislich noch niemand dummer geworden ist. Darauf will ich jetzt aber gar nicht hinaus. Was als Bedenklichkeitsrest im Glase bleibt, ist der Verdacht, daß unser Vertrauen auf poetische Heils- und Segensprüche vollkommen atavistisch ist und daß auch die Hieroglyphen auf dem Rezeptblock unseres Dichterdoktors der Glaubwürdigkeit gar nicht abträglich sind.

Daß ich in Gottfried Benn immer auch den großen Mediziner und Handaufleger sehe, hat seine Gründe. Er selbst hat das Wort des Dichters oft genug in die Nähe zauberischen Schamanenwesens gerückt und die Heilkunst und die Dichtkunst in einem Atem genannt – am prägnantesten vielleicht in dem Aufsatz „Irrationalismus und moderne Medizin“ – wie aber heißt nun eigentlich das Leiden, von dem wir erlöst werden möchten, und welche Drogen, Destillate und Psychedelika sind in Beziehung zu welchen Krankheitsbildern zu setzen? Ach, es ist ein uraltes Menschheitsleiden (nicht nur Männerleiden, wie ein gewisser bornierter Machismo uns weismachen möchte), veranlagt schon mit Adam und Eva in die Welt gekommen, und der Drogenarzt hat es uns, betrüblich genug, aus der Warte des betroffenen Patienten beschrieben. Von der „Seuche der Erkenntnis“ spricht beispielsweise die Prosastudie „Heinrich Mann“ aus dem Jahre 1913, was ja nicht gerade wie eine frohe Botschaft klingt, denn wenn wir uns in schweren Stunden an den Kopf fassen, dann doch wohl in der Hoffnung, daß uns von dort her ein erhellender Vernunftfunken anfliegt. Das Gegenteil scheint der Fall. Daß er „der Stirn so satt“ sei, klagt der Autor in dem Gedicht „Untergrundbahn“ (aus dem gleichen Jahre) und er nennt sich nun gar einen „armen Hirnhund, schwer mit Gott behangen“. Zwei Jahre weiter scheint sich der Zerrüttungszustand eher noch radikalisiert zu haben, von einem „hirnzerfressenen Aas“ ist jetzt die Rede, „mit Flüchen ins Nichts zergellend, bespien mit Waren, veräfft vom Licht“, und so geht es weiter und fort, ein lebenslanges Lamentieren, daß Leiden „am Bewußtsein leiden“ heiße, auch wenn die konvulsivischen Selbstanfechtungen mit der Zeit von einem weltschmerzlichen Dauerdurchhängen abgelöst werden.

Der Mediziner als Schmerzensmann, das ist nun allerdings eine ganz besonders zu Herzen gehende Melodie, und sie festigt das Ansehen unseres Vertrauensarztes auf einer fast schon privaten Sympathieebene. Die persönliche Glaubwürdigkeit der Leidenserfahrung läßt dabei auch das sehnsuchtsvolle Verlangen nach bewußtseinsberuhigenden Mitteln verständlich erscheinen, egal ob drogistisch spasmolytischen (sprich krampflösenden) oder lyrisch-musikalisch entspannenden. Ja, selbst die viel zitierte und viel verlästerte Rückwärtsutopie eines schmerzlosen Daseinszusammenhangs in der Urhorde, im Urschlamm, im Schleim sieht sich von hier aus gar nicht mehr so furchtbar abseitig an – man sollte vielleicht nicht bei jeder Sammlung beschwörenden Strophe gleich den großen braunen Totalisator hinzudenken. Dem heillosen Zwang, die Welt auseinander zu denken, gesellt sich das wirklich aus der Not geborene Bedürfnis, sie wieder zusammenzusehen, zusammenzureimen, zusammenzusingen, wobei die Methoden der poetischen Zusammenhangszauberei wohl ewig magisch atavistische und letztlich subrationale

bleiben werden. „bên zi bêna, bluot zi bluoda, lid zi geliden“ (Knochen zu Knochen, Blut zu Blut, Glied an Glied), so rückten bereits die alten Merseburger Stabreimmediziner einem Verrenkungsschaden/Knochenbruch zu Leibe; und mit genau den nämlichen, unterhalb des Bewußtseins angreifenden Bandagier- und Bindemitteln versucht nun ihr moderner Nachfolger seinem, nennen wir es ruhig einmal Dachscharn beizukommen.

*Wo alles sich durch Glück beweist  
und tauscht den Blick und tauscht die Ringe  
im Weingeruch, im Rausch der Dinge –:  
dienst du dem Gegenglück, dem Geist.*

Übersehen wir bei allem formalen Interesse für die ziemlich unzimerlich genutzten Alliterations- und Wiederholungstechniken aber nicht das wirkliche Wunderwerk, das einer hier an sich tut. Was wir beeindruckt zur Kenntnis nehmen, ist das beinahe schon pfingstliche Bild, daß das belastetste Glied auf einmal in den Rang eines obersten Leitorgans erhoben wird und das viel geschmähte Einfallstor der Leiden („Ich speie auf mein Denkkern“) nun einen lichten perspektivischen Sinn bekommt.

Aus Belastungen seine Vorzüge entwickeln und aus scheinbar unaufheblichen Zerrüttungen/Zerrissenheiten die erstaunlichsten Exzentrikakte, das scheint mir dann freilich auch der menschlichste Sinn von Artistik: eine lebenslange Bemühung um Levitation, die bei Benn eben nicht nur auf ästhetischen Hochglanz, sondern in seinen schönsten Gedichten auf einen wirklichen Hoffnungsschimmer hinausläuft. Der Versuch, den ewig heikel bleibenden Kunstbegriff in der Nachfolge Nietzsches theoretisch zu erhärten – „Artistik ist der Versuch der Kunst, innerhalb des allgemeinen Verfalls der Werte sich selbst zum Inhalt zu erheben“ – mutet mich hingegen fast schon ein bißchen plüschig und wie ein Nachhängsel aus seligen Fin-de-siècle-Zeiten an. Den aus der Fassung geratenen Kopf sinnbildlich neu verfassen und den heillos zerstreuselten Interessen wieder Halt und Konstitution zu geben, nur darum kann es gehen, weshalb wir den Dichter oder Schriftsteller auch mit Fug *Verfasser* nennen.

Überraschend dabei vielleicht, daß die mißachtete Ratio über den Gedanken der rationalen Fertigung unversehens wieder mit ins Spiel kommt, „Ein Gedicht entsteht überhaupt nur selten – ein Gedicht wird gemacht“, heißt es aufreizend genug in den „Problemen der Lyrik“ von 1951, was dann kaum noch an der „alten Beschwörungen Bann“ und eher an Wladimir Majakowskij und dessen aufgeklärte poetologische Streitschrift *Wie macht man Verse?* erinnert. Der Begriff der „Montage“ nimmt sogar einen ziemlich breiten Raum ein. Von „Bewußtsein“ und „kritischer Kontrolle“ ist die Rede, als ob es sich um oberste Handwerkstugenden handele, „Das Wort faszinierend ansetzen“ ist eine merkwürdige und wohl eher ins Bühnenfach als in den Zuständigkeitsbereich der alten Schamanen und Zauberpriester fallende Formulierung. Allerdings, was der große Unterbrecher getrennt hat, das wird auch der bewußt kalkulierende Montagekünstler nie wieder zur bruchlosen Ganzheit fügen, ein bleibendes Verletzungsmal, das wir aber getrost zu den Wahrhaftigkeitszeichen rechnen wollen. Mag der „Verlust des Ich an das Totale“ in der Stunde der Schwäche und der ressentimentalen Selbstbemitleidung vielleicht einmal eine flüchtige Versuchung für diesen gefährdeten Geist gewesen sein, der aus den Trümmern zerscherbter Heilsgewißheiten neu gewonnene Strukturbegriff des „Fragments“ und der ihm inhaltlich und formal verbundene der „Montagekunst“, weisen deutlich genug auf ein gewandeltes ästhetisches Selbstverständnis, in dem das künstliche Vereinigungswerk sich gleichzeitig als Flickwerk, Bröckelwerk zu erkennen gibt. „Teils-teils das Ganze“, so schmissig beiläufig, so ohne jeden Kraftaufwand einschneidend bringt die berühmte Alterselegie „Teils-teils“ die schmerzlich

erlebte Brüchigkeit des Daseins auf einen fast schon allgemein verständlichen Nenner, worin man vielleicht bescheidene Selbstzurücknahme sehen mag, vielleicht aber auch eine absolut grandios aus dem Handgelenk hingelegte Weltaufhebungsnummer.

Peter Rühmkorf, Rede vor der Bayerischen Akademie der Künste am 24./25.4.1986,  
Deutsches Allgemeines Sonntagsblatt, 6.7.1986